

(Nachdruck verboten.)

47) Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

Siebentes Kapitel.

Die Glocken des Cisterzienserklosters Schönthal sandten ihr melodisch-feierliches Morgengeläute weithin durch das lieblich grüne Jaxthal. Das altgothische Kloster war eine Stiftung der Herren von Verlichingen, deren Stammburg eine Stunde entfernt auf einer Anhöhe am Flusse lag. In dem von gewaltigen Mauern und mächtigen Thürmen geschützten Schlosse Jaxthausen hatte Götz als jüngster Sohn des verstorbenen Nilian von Verlichingen vor 45 Jahren das Licht der Welt erblickt. Zur Zeit saß dort sein ältester Bruder Hans, während er selbst auf der Hornburg am Neckar hauste. Seine Vorfahren lagen in der Klosterkirche zu Schönthal bestattet. Die Mönche waren bei ihren Gemüßebeeten. Sie zogen allerlei neue Arten, wie Kohl, Rüben, Spinat und Zwiebeln und sorgten für deren Kultur unter den Landleuten.

In das verhallende Geläut begann sich das Stimmengewirr einer großen Menschenmasse zu mischen, die das Thal heraufkam. Lauter und lauter wurde es und jetzt umbrauste es das Kloster. Es waren die Bauern der Reichsstadt Hall und des Schenken von Limburg, welche als die ersten auf dem allgemeinen Sammelplatze sich einfanden. Sie kamen aber in solcher Unordnung und Eile daher, als ob sie sich auf der Flucht befänden. Wie allerwärts im Reiche, wo die Bauern nicht schon früher aufgestanden waren, hatten auch sie am Sonntag Judika zu den Waffen gegriffen. Aber unerfahren in ihnen, waren sie wie auf einem Spaziergang hin und her gezogen, wobei sie die Hafensbüchsen, als ob es Holzkloben gewesen wären, auf Wagen mit sich führten, und wo in den Dörfern die Pfarrer noch am alten Glauben hingen, da hatten sie ihnen die Kästen gejagt und die Sädel geleert. Eine lustige Fastnacht war es gewesen, bis die Bürgerschaft von Schwäbisch Hall und der Limburger mit seinen Knechten über die sorglos Lagernden gefallen waren. Bei dem ersten Schuß über ihre Köpfe weg, waren sie davongestoben, sechs Wagen mit Frucht, Mehl, Wein, Brot, Hühnern, Fleisch, Geschütz und Munition im Stich lassend. Ihre Führer waren bis auf einen einzigen nach Dehringen im Hohenloheschen, wo inzwischen die von Wendel Spiler ausgesendete Saat ebenfalls aufgegangen war, geflohen.

Begmüde, hungrig und durstig, waren sie an dem Stammschloß der Verlichingen vorübergezappelt und lagen nun vor dem reichsfreien Kloster. Seine Pforten waren geschlossen, und sie zu erschöpft und niedergeschlagen, um sich mit Gewalt Eingang zu verschaffen. Da rasselte eine Trommel, Jörg Mezler aus Ballenberg zog heran. Im Schüßgrunde hatte er seine Odenwälder und die Bauern aus den vielen Herrschaften, die dort zusammenstießen, gesammelt. Auch die Mergentheimer waren zu ihm gekommen und wie er das Jaxthal herunterzog, strömten die Hörigen des Klosters seiner Schaar zu. Seine Standarte war ein Bundschiuh auf einer Stange. Wie die Haller das jedem Bauernherzen theure Zeichen erblickten, da ertönte das grüne Thal von ihrem Freudengeschrei und als ob es die Zauberkrast einer Wunschelruthe besessen hätte, so sprang plötzlich das Klosterthor vor ihm auf. Der schon betagte Abt erschien an der Spitze seiner Mönche. Hatte er die Absicht, eine Ansprache an die bedenklichen Pilger zu halten, so kam sie nicht zur Ausführung. Die weißen Gestalten mit den schwarzen Kapuzen machten die Bauern wohl einen Augenblick stuhig. Im nächsten aber schoben, drängten und stießen sie die frommen Hirten beiseite und durchstuheten plündernd das ganze Kloster. Die Hörigen suchten vor allen Dingen nach den Zinsbüchern. Der Abt hatte aber alles, was er von wichtigen Papieren und Kostbarkeiten in der Eile hatte zusammenraffen können, bereits nach Frankfurt am Main in Sicherheit bringen lassen. Dennoch ward den Bauern noch viel silbernes und goldenes Kirchengerath zur Beute. Den reichsten und ihren augenblicklich willkommensten Schatz bargen die Weinkeller. Die Geister der edelen Trauben, die sie bisher kaum dem

Namen nach gekannt, waren es dann, die sie zu manchem Unfug verleiteten. Weichstühle wurden zerschlagen, Altäre beschädigt, Heiligenbilder mit den Spießen durchstochen, manch gemaltes Fenster eingeworfen. Der Wein erhitzte den Aerger der Leibeigenen und Frohnbauern darüber, daß sie die Zinsbücher nicht fanden, zur Wuth und sie drohten, die Mönche todzuschlagen. Georg Mezler nahm sich ihrer jedoch so nachdrücklich an, daß die Bauern sich begnügten, sie aus dem Kloster zu jagen. Nur einem von ihnen wurde dazubleiben gestattet, wofür er die Hauptleute bedienen mußte.

Die Ankunft eines neuen Hausens lockte diese aus dem Refektorium, wo ihnen Pater Eusebius, so hieß der zurückgebliebene Mönch, mit dem Besten aufwartete, was die Klosterküche zu bieten vermochte. Wagenhans von Lehren, ein ehemaliger Kriegsmann, kam mit den Bauern des Weinsberger Thales, in deren Banner ein Dreschsegl und eine zweizackige Gabel über einem Bundschiuh sich kreuzten.

Und so langte Schaar nach Schaar bei dem Kloster an, dessen Weinkeller und Wirthschaftshof Wein, Mehl und Korn mehr als genug für alle auf viele Tage bot, und schlug ihr Lager in dem freundlichen Thale den Ufern der Jaxt entlang. Zunächst hielt unter Trommelschlag und Pfeifenklang ein Fähnlein seinen Einzug, das allgemeines Staunen erregte. Es mochte mehr als 2000 Mann zählen und war durchaus kriegerisch geordnet und gegliedert. Ihr Oberster, der auf einem Rappen saß, trug schwarze Rüstung, jedoch keine goldenen Sporen. Schwarz war auch das wallende Banner und darin in Gold gestickt eine aufgehende Sonne. Schwarz waren die Schärpen der Führer und jeglicher Mann trug eine schwarze Binde um den linken Oberarm. Alle waren vortrefflich, wenn auch verschieden bewaffnet und demgemäß geordnet. Die einen trugen den nackten Flammberg auf der Schulter, den Dolch am Gürtel; die anderen Spieße oder Hellebarden nebst Schwert und Dolch. Die Mehrzahl war mit Büchsen versehen und erschien in Eisenhüten und Krebsen, das Schwert an der Hüfte.

„Der Florian Geyer!“ rief Jörg Mezler in das beifällige Stimmengewirr und drängte sich durch die Menge, unter der er stand, um den Obersten der Schwarzen Schaar zu begrüßen. Fritz Büttner aus Mergentheim aber rief laut den Hauptmann der Schützen an, der niemand anders als sein Freund Simon Neuffer war.

Es waren die Ohrenbacher und Reichardtsroder, verstärkt durch eine auserwählte Schaar von Lanzknechten, die Florian Geyer geworden und mit denen er zu jenen gestoßen war, als sie auf dem Zuge nach Schönthal unweit seiner Burg Halt gemacht hatten. Schon von Reichardtsrode aus hatte Simon ihn an sein Versprechen, das er in Ballenberg gegeben, erinnert. Wie wenig er dasselbe auch nur einen Augenblick vergessen, davon zeugte die schwarze Fahne, in welche Frau Barbara selbst die aufgehende Sonne gestickt hatte. Sie und das Fähnlein hatte er zu ihrem Bruder Hans nach Nimpar unter dem Vorwande geschickt, dort das Osterfest gemeinsam zu feiern. Mit tausend Schmerzen war sie von dem geliebten Manne, dem Vater ihres Kindes geschieden; ihn zurück zu halten hatte sie nicht versucht. Ihre Liebe sollte ihm in dem Bild der Sonne voranleuchten zum Siege. Paul Jäckelamer, der feurige Krauskopf, trug das Banner.

Ebenfalls eine Sonne, aber eine vollstrahlende über einem goldenen Bundschiuh mit der Umschrift: „Wer frei will sein, der zieh unter diesem Sonnenschein“, leuchtete von der weiß damastenen Fahne, welche der Bauernschaft der vier Dörfer der freien Stadt Heilbronn und vieler anderer am Neckar auf- und abwärts voran flatterte. Die schwarze Hofmännin schritt ihr voran an ihrem weißen Stecken und neben ihr als oberster Hauptmann der Schüler und Erbe ihres glühenden Haffes: Jäcklein Rohrbrach aus Bödingen. Er entstammte einem sehr alten reichsfreien Geschlechte, das zu Weinwirthen geworden war. Es schien, als ob in dem letzten Sprossen desselben alle Untugenden und Leidenschaften des adeligen Blutes noch einmal zum Durchbruch kommen sollten, ehe es erlosch. Er lebte wild und wüth, war mit Schulden überhäuft und sollte selbst Blut vergossen haben. Seine Gläubiger fürchteten ihn und die Gerichtsdienner, die ihn verhaften sollten, trieb er mit Gewalt ab. Sein Trotz, seine Tollkühnheit und sein überlegener Verstand gewannen ihm die

Dorfjugend. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Widerspruch seiner wirklichen Stellung zu derjenigen, auf welche ihn seine Herkunft wies, ihn für den Haß besonders empfänglich machte, den er aus dem Verkehr mit der schwarzen Hofmännin gegen Sporen und Glazen in sich aufnahm. Auch ihm erschien die Unglückliche als eine Sibylle, als eine Prophetin, und so weit verbreitet war ihr Ruf, daß die Leute sich herbeidrängten und sie mit ahnungsvollen Schauern betrachteten, als sie jetzt nach Schönthal kam.

Jakob Rohrbach hatte seinen Weg über Dehringen genommen. Noch hatten die beiden Grafen von Hohenlohe in ihrer Hochfährigkeit vermeint, den Sturm mit ein wenig Ernst und vielen Versprechungen beschwören zu können. Als Fäclein mit den Seinigen nach Dehringen kam, brach er mit unwiderstehlicher Gewalt aus. Die Hohenloher folgten ihm auf dem Fuße; Wolf Gerber war ihr Hauptmann. Wendel Hipler kam mit ihnen.

Noch an demselben Abend traten die Hauptleute der verschiedenen Haufen in dem Konventsaal des Klosters zusammen und wählten Jörg Mehler zum obersten Hauptmann des vereinigten Heeres, das sich den hellen Haufen des Odenwaldes und Nekarthals nannte. Wendel Hipler wurde dessen Kanzler.

Dieser schlug sein Quartier in den Stuben des Abts auf, wo Vater Eusebius die Spuren der Blünderung möglichst vertilgt hatte. Er kam aber erst spät zur Ruhe; denn es gab unter den Genossen, die sich nun wieder zusammengefunden hatten, viel zu berichten und zu erzählen. Ueberdies waren die Geister erregt, wie es am Vorabend erfolgreich vorbereiteter Ereignisse natürlich ist. Da ward in hoffnungsfroher Stimmung mancher Becher des edlen Klosterweins geleert. Und auch in den Lagern und Dörfern des Thals wurde es gar spät erst stille.

Noch verzehrte Wendel Hipler am nächsten Morgen, allerdings etwas später als es seine Gewohnheit war, sein Frühstück, das aus einem Stücke Brot und einem Trunk Wein bestand, als Jörg Mehler einen von Kopf bis Fuß Geharnischten bei ihm einführte. Er war von untersehter Gestalt, welche der gewölbte Brustpanzer und die Achselstücke noch breiter und gedrungener erscheinen ließen. Der offene Helm zeigte ein apfelrundes, von einem kurzen weichen Vollbart umfaßtes Gesicht. Die nicht großen Augen standen etwas weit von einer eingebogenen, stumpf und fleischig ausgehenden Nase über dem schlicht herabhängenden Schnurrbart ab. Die Augen schauten eher treuherzig als heldisch aus dem rothwangigen Antlitz, in das Wendel Hipler kaum einen Blick gethan, als er sich aus dem weich gepolsterten Sorgenstuhl des Abts überrascht mit dem Ausrufe erhob: „Göz von Verlichingen!“

„Er selbst“, erwiderte dieser. „Ihr kennt mich also noch? Es ist lange her, seitdem wir einander nicht begegnet.“

„Freilich; ich aber sah Euch zuletzt in Heilbronn“, antwortete Hipler. „Doch Ihr kommt sicher nicht also gerüstet, um mich zu befehlen. Nehmt also Platz, Herr Ritter.“

Göz von Verlichingen folgte der Einladung, wobei er den Helm abnahm und eine weit gewölbte, über den starken Brauen etwas platte Stirn entblökte, die bereits weit hinauf lahl war. Das Haar, welches schlicht auf die Halsberge herabfiel, war an dem Ende noch dicht und dick.

Wendel Hipler fuhr fort: „Ich war just zum Gerichtstag in Heilbronn, als der Rath die ritterliche Gast, auf die Ihr Euch zu Mädmühl ergeben hattet, in Gefängniß verwandeln wollte. Der schlaue und herzlose Truchseß von Waldburg hatte ihn dazu angestiftet, wie ich später erfuhr. Zum Glück konnten der Bruder Eures Schwagers, der Franz von Sidingen und Florian Geyer, die auf ihrem Zug gen Stuttgart in der Nähe waren, den wohlweisen Rath eines besseren belehren. Man erzählte nachher, wie dieser schredensbleich in die Höhe gefahren sei, als Ihr ihm mit einem Schläge Eurer eisernen Faust auf den Tisch Euer Recht bewieset, und darob die ehrsamten Bürger, die mit Spießen und Stangen bereit standen, um Euch zu fahnden, zur Thür hinauswischten.“

Jörg Mehler, der an einem schmalen Stehpulte lehnte, lachte aus vollem Halse. Göz stimmte etwas gezwungen ein. Die Erinnerungen an Mädmühl gehörten nicht zu seinen angenehmen, und die leise Ironie in dem Tone des Erzählers machte sie nicht angenehmer. Ablenkend sagte er: „Der gute Franz! Hätte er noch warten können, heut' würd' ihm sein Führen gegen den Erzbischof von Erier nicht zu scheitern gehen, und die Bauern hätten an ihm einen Führer, wie es keinen zweiten im Reich giebt. Gut, würd' er die Pfaffen und Fürstlein von den Stühlen jegen!“

Wendel Hipler schaute ihn mit seinen Augen Augen durch-

dringend an. „Ihr habt die alten Projekten noch immer nicht vergessen?“ fragte er.

„Was wollet Ihr?“ erwiderte Göz. „Dergleichen vergißt man nie wieder. Ich war nie der Pfaffen und der Fürsten Freund, und ist weniger denn je. Findet die Reichsritterchaft doch kaum mehr Lust genug zum Athmen.“

„Aber mit den alten Karten ist in der heutigen Zeit kein Spiel mehr zu gewinnen, schaut nur um Euch“, bemerkte Hipler.

„Das ist's just“, erwiderte der Ritter mit der eisernen Hand. „Es ist nit um des Ruhmens willen, wenn ich sage, daß ich von jeher ein Freund der armen Leute war. Ist es doch bekannt genug, wie manchem ich wider bischöfliches oder städtisches Regiment beigestanden bin und ihm zu seinem Recht verholfen habe.“

„Freilich ist's bekannt“, unterbrach Jörg Mehler ihn. „Wie der Ritter vor dem Kloster vom Pferd stieg und es hieß: Das ist der Göz! da liefen die Leut' herbei, um ihn zu jehen.“

Göz strich seinen schlichten Schnurrbart mit kaum verhehltem Wohlgefallen und nahm den Faden seiner Rede wieder auf. „Franz schätzte die Bauern gering, hätten sie aber einen Feldhauptmann wie ihn, er brächte den Adel zu ihnen. Das wollte ich sagen. Ein solcher Hauptmann, der dazu die Geltung beim Adel hätte, und das Spiel wäre gar fein gemischt.“

Hipler, der ihm aufmerksam zugehört hatte, schwieg nachdenklich.

„Aber da schwät' ich von alten Zeiten und bin doch von wegen ganz anderem hergekommen“, rief Göz. „Schaut gar übel aus im Kloster, wohin mein Blick fiel. Nu, Krieg ist halt Krieg.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Fleischkonserven.

(Schluß.)

Als Bakteriengifte sind die verschiedensten chemischen Stoffe in Vorschlag gebracht worden, wie Schwefelkohlenstoff, Glyzerin, Borax, Chloroform, Salzsäure und Kreosot. Sie haben indessen nur eine beschränkte Verwendung gefunden, da selbst bei gründlicher Reinigung das unter Anwendung dieser Mittel konservirte Fleisch nicht schmackhaft ist. Von anderen antiseptischen Stoffen finden hauptsächlich essig- und schwefelhaltige Salze, vor allem Bor säure Verwendung, die den wichtigsten Bestandtheil der meisten Konservensalze bildet.

Weniger Schwierigkeiten bereitet die Erhaltung von angebratenem oder halbgelochtem Fleisch. Besonders hat sich die Appert'sche Methode zur Herstellung von Büchsenfleisch, das unter dem Namen Corned beef bekannt ist, vortreflich bewährt. Das Fleisch wird halbgar gelocht und in Blechbüchsen gefüllt, auf die ein mit einer Oeffnung versehener Dedel aufgelöthet wird. Durch Nachfüllen der Fleischbrühe wird die Luft aus dem Innern der Büchse getrieben und dann die Oeffnung im Dedel luftdicht verschlossen. Um die Eiweißkörper gerinnen zu lassen und die etwa noch vorhandenen Bakterienkeime zu vernichten, setzt man die Büchsen einem genügend heißen Salzwasserbade aus, wobei aufsteigende Bläschen die etwa noch undichten Stellen der Blechgefäße erkennen lassen. Solches Büchsenfleisch kommt bekanntlich in großen Mengen aus Amerika und Australien nach Europa, doch wird es auch von europäischen Konservfabriken in gleicher Güte erzeugt.

Zu den Fleischkonserven pflegt man im allgemeinen auch die Fleischextrakte zu rechnen, obwohl sie keineswegs, wie man lange Zeit annahm, alle wesentlichen nahrhaften Bestandtheile des Fleisches enthalten. In den Extrakten fehlen vor allem gewisse Eiweiß- und Proteinstoffe, ferner die durch den Magen saft löslich werdenden Fleischfasern, Leim und Fett — nahrhafte Bestandtheile, die für die Vereinerung des Extraktes verloren gehen. Nichtsdestoweniger sind derartige Präparate immer noch werthvoll genug und wegen ihrer leichten Behandlung beim Versand zum Exportartikel wie geschaffen. Sie haben sogar in national-ökonomischer Hinsicht eine große Bedeutung erlangt, denn nur durch die Vereinerung von Extrakten ist es gelungen, die ungeheuren Rinder- und Schafheerden vieler Gegenden Podoliens, Mexiko's, Südamerikas und Australiens für die Bevölkerung fleischärmerer Länder nutzbar zu machen. Früher wurden in jenen Gegenden fast ausschließlich die Häute, Horntheile und das Fett genügend ausgenutzt, große Fleischmengen aber, die an Ort und Stelle keine Verwendung finden konnten, als wertlos fortgeworfen. Noch vor kurzer Zeit kostete z. B. in einigen Gegenden Australiens ein Pfund des besten Ochsenfleisches vier Pfennige.

Große Verdienste um die Herstellung und Einführung des Fleischextraktes erwarb sich der berühmte Chemiker Justus v. Liebig, auf dessen wiederholte Anregung die fabrikmäßige Gewinnung des Fleischextraktes in Südamerika zu außerordentlicher Bedeutung gelangte. Bereits im Jahre 1865 konnten die ersten Sendungen amerikanischen Extraktes nach Europa ausgeführt werden. Die von dem Hamburger Kaufmann Gilbert begründete Fabrik in

Frah = Ventos in Uruguay, die sich seit 1867 im Besitz einer englisch = belgischen Aktien = Gesellschaft befindet, verarbeitet jährlich das Fleisch von 150 000 bis 200 000 Stück Rindern, von denen jedes etwa fünf Kilogramm Extrakt liefert. Das Fleisch wird durch riesige, durch Dampfkraft getriebene Schneidemaschinen zerschnitten, und zwar vermag jede dieser Maschinen fast zweihundert Kinder in einer Stunde zu verleinern. Das zerschnittene Fleisch gelangt in schmiedeeiserne „Digestoren“ von 6000 Kilogramm Fassungsvermögen, um unter Hochdruckdampf von 5 Atmosphären Spannung die flüssigen Stoffe auszuscheiden. Die gewonnene Flüssigkeit wird durch Röhren nach Apparaten, welche das Fett abscheiden, geleitet und von hier in gußeiserne Klärapparate befördert, in denen durch hochgespannte Dämpfe Eiweiß, Fibrin und phosphorsaure Magnesia abgefordert werden. Nach einem weiteren Klär- und Filtrirprozeß wird der Extrakt in riesigen Vakuumpfannen abgedampft, in Stahlblechpfannen, in denen je hundert Stahlscheiben rotiren und die Verdunstung beschleunigen, zu einem dicken Brei konzentriert und endlich in gußeisernen durch Wasserbäder erwärmten Behältern „dekristallisirt“. Nach Prüfung des gewonnenen Produkts durch die Chemiker der Fabrik erfolgt die Verpackung in jenen wohlbekannten Büchsen, die zu vielen Tausenden nach allen Weltrichtungen verschickt werden.

Außer dem berühmten Etablissement in Frah Ventos befinden sich große Fleischextrakt-Fabriken in Montevideo, in Gualeguaychu und in Santa Elena in Argentinien. Als Nebenprodukt wird das Fleischmehl gewonnen, das als werthvolles Viehfutter Verwendung findet. Von geringerem Werth als die Fleischextrakte sind fast ausnahmslos die sogenannten Bouillontafeln und Bouillontafeln, die unter Zusatz von gereinigtem Leim, Gelatine und ähnlichen Stoffen geformt werden und schon wegen der ausgedehnten Verälschungen ein Nahrungsmittel von zweifelhaftem Werthe liefern.

Eine besondere Bedeutung haben die Fleischkonserven für die Verpflegung der Truppen im Kriege erlangt, zumal sich das Reservationsystem — die Beschaffung der Lebensmittel durch die Einwohner derjenigen Gegenden, in welchen sich die Heere gerade aufhalten — für die gewaltigen Truppenmassen der modernen Kriegsführung als völlig ungenügend erwiesen. Durch Einführung der Konserven — der Fleisch- wie der Gemüsekonserven — ist es möglich geworden, große Mengen von Nährstoffen, die im Nothfall ohne weitere Vorbereitung genossen werden können, mit viel geringeren Kosten als früher nach dem Kriegsschauplatz zu transportiren. — Fred Good.

Kleines Feuilleton.

h-o. Mittag am Kanal. Auf den Rähnen an der grauen Ufermauer arbeitet jetzt niemand. Leere und halbgefüllte Karren stehen auf den Holzstapeln, Kohlen- und Steinbergen umher. Die Arbeiter haben sich auf der Wöschung im Schatten der Rüstern langgestreckt, die Mütze über dem Gesicht oder unter dem Kopf. Die zähen Arme, an denen die Hembärmel hochgekrempelt sind, liegen so schlaff, als könnten sie nie wieder die schwerbeladenen Karren über die Planke, die Wöschung und den holperigen Straßendammbahn nach dem großen Lagerplatz schieben.

Einige Schläfer wälzen sich unruhig hin und her. Die Wärme ist auch unter dem Schattendach der Bäume noch unerträglich. Die Sonnenhitze scheint sich zwischen den Ufermauern zu verdichten. Von den Sandsteinfelsen prallt sie ab und dehnt sich bis unter die Bäume aus. Auch die Frauen, die im kleinen Kochraum hinten auf den Schiffen das Mittagessen bereiten, kommen ab und zu hervor, um frische Luft zu schöpfen.

Ein Endgen weiter hinunter sitzen junge Leute aus einer Holzwarenfabrik auf dem Gelände. Sie essen ihre Stullen, still und schweigend. Die Hitze hat auch sie, die unermüdbaren Plauderer und Lacher, verstummen lassen.

Hier, auf dieser Seite, hat die Mittagsgluth alle überwältigt. Aber drüben eilt es hin und her, Männer, Frauen und halbgroße Menschen; mit erhitztem Kopf aus der Fabrik zum Essen, vom Essen in die Fabrik. Straßenbahnen haften und klingeln vorüber. So Viele dürfen sich nicht von der Sonnenhitze auf den Rücken werfen lassen, um mit geschlossenen Augen zu wachen. . .

— **Das Vergen von Geldschranken aus gesunkenen Schiffen** ist, so schreibt die „Frankfurter Zig.“, ein ebenso kostspieliges wie manövrabel, im Falle des Gelingens, rentables Unternehmen. Das zeigen jetzt wieder die Arbeiten an der seit 1812 im Triester Hafen auf dem Meeresgrunde liegenden französischen Fregatte „Danae“. Aber trotz der wiederholten Anläufe zu Bergungsversuchen sind im Vergleich zu den für die Hebung der Schiffskasse des „Cumberland“ dargebrachten kolossalen Geldopfern kaum nennenswerthe Summen angewendet worden. Dieses der Unionistenflotte gehörende Kriegsschiff wurde im Jahre 1862 in dem Gesicht auf der Hampton-Nehde von dem konföderirten Panzerschiff „Virginia“ in den Grund gehöhrt — sammt der vollen Kasse, die es an Bord hatte und die neben verschiedenen Werthgegenständen noch die für Monate hinaus berechnete Löhnung der Mannschaften des atlantischen Ozeans, dem es zugetheilt war, enthielt. Die vielfachen Versuche zur Hebung dieses Schatzes wurden mit der den Nordamerikanern eigenen kalkulatorischen Gründlichkeit vorgenommen, was jedoch nicht verhinderte, daß die ersten zehn Gesellschaften, die sich daran machten, eine nach der anderen, des anscheinend aussichtslosen Unternehmens

müde, sich davon zurückzogen. Den Anfang bildete eine Bostoner Firma; sie hatte das gesunkene Schiff nebst Inhalt für 50 000 Dollars gekauft und drei Jahre lang an der Bergung des Geldschranke gearbeitet, wozu sie weitere 40 000 Dollars verwandte. Total entnußt, verkaufte sie ihr Anrecht, — eine frühe Kompagnie begann die Arbeiten von vorn, um nach verschiedenen mißlungenen Versuchen desgleichen jede Hoffnung aufzugeben. Und so ging es fort — ein jedes Jahr sah neue Unternehmer an dem gesunkenen „Cumberland“ arbeiten und neue Gelder verschwinden, und auch die von den Beamten des Marine-Etablissements zu Portsmouth zu diesen spekulativen Zwecken zusammengebrachten 15 000 Dollars wanderten den Weg ihrer Vorgänger. Die erste Kompagnie, die in die Arena trat, kam unter Führung der Firma Hinman u. Windsor, kaufte das Schiff für den Preis von 10 000 Dollars (man sieht, es wurde immer billiger) und — setzte sich in den greifbaren Besitz der Kriegskasse des „Cumberland“. Das geschah 1877 — also 15 Jahre nach dem Untergang des Schiffes. Kapitän Brown, ein Taucher von damals unbestrittenem Rufe, war mit der Leitung der submarinen Arbeit betraut worden. Das Schiff lag in einer Wassertiefe von 75 Fuß, an einer besonders ungünstigen Stelle, die von starken Strömungen durchflossen ist; sie blieb infolge der wiederholt an dem Wrack vorgenommenen Dynamitexplosionen einem unheimlichen und schwer anzugehenden Trümmersfeld. Kapitän Brown grub vorerst abseits vom Schiffe einen Schacht und arbeitete sodann mittels Torpedos bis zum Schranke weiter. Als dieser endlich klargelegt, war es ein Kinderpiel, ihn aus Tageslicht zu bringen. Dieses nun glücklich erledigte Unternehmen hatte seine Hauptschwierigkeiten darin gehabt, daß sie mit der Zeit stets gewachsen waren, da der Boden, auf dem der Geldschrank innenbords stand, nach und nach weggesaut und dieser etwa sechs Fuß tief in den sandigen Meeresboden eingesunken war. Diese nunmehr gerettete Kriegskasse enthielt 102 000 Dollars in Greenbacks und 60 000 Dollars in Gold. Ein auf derlei nicht alltägliche Kuriositäten versessener Engländer brachte den Geldschrank — natürlich den leeren — für 1500 Dollars an sich. —

Literarisches.

— **1. — Guy de Maupassant, Gesammelte Werke,** frei übertragen von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin 1898. F. Fontane u. Co. — Maupassant's Bedeutung als Klassiker auf dem Gebiete der modernen französischen Erzählung ist über die Grenzen seines engeren Vaterlandes längst hinausgedrungen und hat auch bei uns in Deutschland nicht nur ein Publikum gefunden, sondern sogar Schule gemacht. Georg Freiherr von Ompteda hat sich an die Uebersetzung herangewagt, den genialen Franzosen in freier Uebersetzung dem deutschen Publikum vorzulegen. Bisher sind siebenzehn Bändchen dieser Arbeit erschienen. Ihre Anordnung und ihr Inhalt beweisen, daß der Uebersetzer nicht nur eine vorzügliche Auswahl zu treffen wußte, sondern auch in alle Feinheiten der französischen Sprache eingedrungen ist. Gewiß wird die Freiheit und Schöpfkraft einzelner Skizzen auch manchen Leser abschrecken. Schöpfungen von so hohem Werth bahnen sich aber ihren Weg. —

Musik.

— **Richard Wagner's „Lannhäuser“** hat gestern im Neuen königlichen Operntheater seine 400. Aufführung in Berlin erlebt. Er ist in 42 Jahren zu dieser Fiffer gelangt. Am 7. Januar 1856, volle 11 Jahre nach der Dresdener Uraufführung ist die Oper in Berlin zum ersten Male aufgeführt worden. —

Volkswunde.

— **Mit welcher Beharrlichkeit die Engländer an ihren alten nationalen Gebräuchen festhalten,** ist bekannt. Im „Ludgate Magazine“ finden sich einige Beispiele dafür zusammengestellt. So hat sich ein uralter Gebrauch in Wivon im nördlichen Yorkshire erhalten. Jeden Abend um 9 Uhr zieht der „Herold“ der Stadt durch die Straßen und läutet das Abendglöcklein; in den Zwischenpausen bläst er das „Dekt das Feuer zu“ = Signal. Er trägt ein Kostüm aus dem 16. Jahrhundert, und seine Trompete soll aus derselben Zeit stammen. Das Merkwürdigste ist, daß nichts die Bewohner verpflichtet, seinem ausdrücklichen Befehl Folge zu leisten; er läutet und bläst also nur aus purer Liebe zur Tradition. In Morley (Yorkshire), Dunstable (Bedfordshire) und Leddington (Middlesex) ziehen alle Behörden nach jeder Bürgermeistereiwahl rings um die Stadt, nach ihren genauen Grenzen, und schlagen in genau abgemessenen Zeiträumen mit ihren Stöcken gegen die Steine oder Pfosten, die die Grenzen anzeigen. Selbst in London befolgt man noch derartige seltsame Gebräuche, die heute eigentlich jeden Sinn verloren haben. —

Medizinisches.

ss. **Wer das Zählen des Pulses erfand,** wissen heute gewiß wenige zu sagen. Schon der alte griechische Arzt Galenos lehrte seine Jünger das Befühlen des Pulses als ein Mittel zur Beurtheilung des Krankheitszustandes eines Menschen. Es ist um so wunderbarer, daß noch weit mehr als ein Jahrtausend verging, ehe man darauf kam, die Schläge des Pulses beim gesunden und kranken Menschen zu zählen, wie der Arzt es auch heute noch vielfach thut, wenn es nicht auf eine ganz genaue Messung der Körpertemperatur ankommt. Freilich konnte man nicht früher daran denken, den Puls zu zählen, ehe man genaue Apparate zur Messung kleiner Zeitabschnitte besaß.

Sanduhren waren dazu nicht geeignet, weil der von ihnen angegebene Zeitabchnitt zu lang war und dasselbe war bei den frühesten Taschenuhren der Fall. Es war der englische Arzt Sir John Floyer, von 1649 bis 1734 lebend, der als Erster versuchte, die alte Kunst des Pulsführens durch den Gebrauch einer Pulsuhr zu vervollkommen. Im Jahre 1707 veröffentlichte er eine Arbeit unter dem Titel „Die ärztliche Pulsuhr“, in der es heißt: „Nach vielen Versuchen mit Pendeluhren versuchte ich es mit einer Pulsuhr, und mit dieser kam ich einen gesunden von einem übermäßigen oder von einem verjagenden Pulsschläge gut unterscheiden.“ Als es ihm zum ersten Male gelungen war, den Puls zu messen, las er gleich darauf noch einmal alles sorgfältig durch, was Galenos über den Puls geschrieben hat, und sogar vor der Kunst der alten Chinesen in der Befühlung des Pulses äußert er eine unbegrenzte Hochachtung, indem er sagt: „Vor 4292 Jahren schrieb ein chinesischer Kaiser ein Werk über den Puls, und seither sind die Chinesen berühmt dafür, eine große Kunst im Pulsfühlen zu besitzen.“ Er beschreibt, wie die chinesischen Ärzte sich dabei anstellen. Ein solcher würde es für eine große Pflichtvernachlässigung halten, wenn er zur Untersuchung des Pulses weniger als eine halbe Stunde gebraucht, in kürzerer Zeit scheint ihm diese Arbeit in gewissenhafter Weise auszuführen unmöglich. Ein chinesischer Arzt entblöht dabei auch stets die Brust des Kranken, um deren Bewegung beim Atmen und die Farbe der Haut zu beobachten. Floyer giebt bereits an, daß der gesunde Puls 70—75 Schläge in der Minute besitzen müsse; seien es mehr, so sei der Körper überhitzt und das Blut verdünnt, bei kaltem Temperament und bei gewissen „kalten“ Krankheiten sei die Zahl der Pulschläge geringer. —

Aus dem Gebiete der Chemie.

t. Die Sonnenkorona auf der Erde. Vor einigen Tagen kam die Nachricht von einer Entdeckung, die sich der erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit geschehenen Auffindung des auf der Sonne so überaus häufigen Gases Helium in irdischen Gasen würdig an die Seite stellen würde. Professor Rasini aus Padua sollte in den vulkanischen Dämpfen, die aus den Gehängen des Vesuvus dem Boden entströmen, einen Bestandteil nachgewiesen haben, der mit dem Stoffe der Sonnenkorona übereinstimmen würde. Die Korona, dieser merkwürdige Kranz, der in unregelmäßigen Strahlen von der Sonnencheibe in den Weltraum ausstrahlt und als solcher bei vollen Verfinsterungen unseres Muttergestirns sichtbar wird, erzeugt im Spektrum eine eigenartige Linie, die nirgend sonst in der Natur beobachtet worden war. Man vermutete daher, daß diese Korona aus einem besonderen Grundstoffe bestände, dem man den Namen Koronium gegeben hatte. Ebenso wie nun vor etwa 3 Jahren das bisher nur auf der Sonne vermuthete Element Helium auf der Erde entdeckt wurde, soll nun auch das Koronium auf der Erde aufgefunden worden sein. Diese Entdeckung wäre von noch größerer Tragweite als die des Helium. Wir wollen dies im Anschluß an die von Professor Rasini an die Pariser Academie der Wissenschaften gerichtete vorläufige Mittheilung zeigen. Der Gelehrte hatte sich seit geraumer Zeit mit einer genauen Untersuchung der Gase beschäftigt, die an verschiedenen Orten von Italien entspringen, der Hauptzweck war die Prüfung dieser Ausströmungen auf einen etwaigen Gehalt an Argon und Helium. Nachdem bereits ein Theil der Ergebnisse veröffentlicht war, der die Gase der warmen Quellen von Albano behandelt, wurden die Forschungen an der bekanten Solfatara von Pozzuoli, der berühmten Hundsgrotte bei Neapel, und der ammoniakalischen Grotte am Vesuv fortgesetzt; überall wurden die ausströmenden Gase mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft genau untersucht. Zuerst fiel Rasini in dem Spektrum des Gases der Solfatara von Pozzuoli, das übrigens auch Argon enthält, eine ziemlich helle Linie von der Wellenlänge $\frac{6}{5}$ auf; diese Linie war die berühmte Koroniumlinie der Sonnenkorona (mit dem Spektroskopischen Zeichen 1474 K.), die bisher noch nirgends auf der Erde bemerkt wurde. In gewisser Hinsicht kann diese Entdeckung das ganze Grundsystem der Chemie umstoßen. Von den Anfängen der chemischen Wissenschaft an war der Wasserstoff das leichteste Element, und daher wurde sein Atomgewicht als Einheit angenommen. Auch das Helium, dieses eigenhümliche Sonnenkind, reißt sich oberhalb des Wasserstoffs ein. Nun aber kommt das Koronium, das aller Wahrscheinlichkeit nach leichter ist als Wasserstoff. Daß auch dieses Sonnenelement auf der Erde in irgend einer Form vorhanden wäre, mußte schon als wahrscheinlich gelten, da außer dem Koronium bisher alle Elemente der Sonne auf der Erde nachgewiesen wurden, zuletzt das Helium. Es konnte aber nicht Wunder nehmen, wenn dieser Stoff sich lange der Wahrnehmung des Menschen entzog. Wegen seiner großen Leichtigkeit müßte das Koroniumgas, wo es auch in die irdische Atmosphäre hinausträte, mit außerordentlicher Schnelligkeit emporsteigen und sich der Umgebung des Menschen entziehen wie ein mit Leuchtgas gefüllter Ballon. In den Dämpfen des Vesuv zeigte das Spektrum ferner Linien, die einige Ähnlichkeit mit solchen von Stickstoff, Kalium und Eisen zeigten, da aber das Vorhandensein dieser Elemente in den Dämpfen ganz unwahrscheinlich und nicht nachweisbar war, so mußte angenommen werden, daß dieselben noch anderen, ebenfalls noch unbekanntem Elementen zugehörten. Daß noch mehr Grundstoffe in diesen vulkanischen Gasen vorhanden sind, ist auch dadurch wahrscheinlich, daß das Koronium infolge seiner Leichtigkeit sich dem menschlichen Auge wahrscheinlich

schnell entziehen und gar nicht wahrnehmbar sein würde, wenn es nicht mit anderen Elementen verbunden wäre. So eröffnet sich auch hier ähnlich wie bei der Untersuchung der atmosphärischen Luft eine weite Aussicht auf neue Entdeckungen, die die Grundlagen der Chemie im Zustande einer Umwälzung erscheinen lassen. —

Technisches.

— Auf dem in Wien tagenden Chemiker-Kongresse wurde ein neues Metall-Mikroskop demonstriert. Während die gewöhnlichen Mikroskope nur für Beobachtungen in durchfallendem Lichte eingerichtet sind und Metalle nur mit schwachen Vergrößerungen beobachtet werden konnten, hat dieses neue Metall-Mikroskop den wesentlichen Vorzug, daß mit demselben undurchsichtige Metallobjekte in gleicher Weise wie die durchsichtigen am gewöhnlichen Mikroskop in jeder beliebigen Vergrößerung beobachtet werden können, wovon die mit diesem Mikroskop mikrophotographisch aufgenommenen Metallaufnahmen ein sehr instruktives Zeugniß ablegen. —

Humoristisches.

— In der Hitze des Gefechts. Gatte: „Himmelherrgott, wenn Du doch bloß ein einziges Mal logisch sein wolltest!“

Gattin: „Ja, nicht wahr, das könnte Dir so passen!“ —

— Trinker-Logik. Sepp: „Sakra, jetzt woas i net, trink i no eins oder net? Mei Moagen sagt: Jo Sepp; mei Verstand sagt: Na, Sepp. Mei Verstand is halt Illüger wie mei Moagen — aber der Klügere giebt nach: Also trink i no oans!“ —

— Der schlaue Photograph. „Wie kommt es denn nur, Herr Guderl, daß Sie von ihrer Reise nach dem Sudan außer so hübschen Photographien auch eine solche Menge schöner Straußenfedern heimbrachten?“

„Ja, wissen Sie, das kam so: Kaum hatte ich meinen Apparat gerichtet und den Kopf zur Beurtheilung der zu machenden Aufnahme unter 's schwarze Tuch gesteckt, da glaubten auch schon alle in der Nähe herumlaufenden Strauße, es müsse Gefahr im Verzuge sein. — dort verstedt ja Einer den Kopf und — schwupps! hatte schon ein Duzend von den dummen Viechern den Kopf unter meinem Tuch! Na, ich hatte mich überdies noch entsprechend kostümirt und rupste die Kerle, was das Zeug hielt.“ — („Luftige Blätter.“)

Vermischtes vom Tage.

— Mit dem Bau der meteorologischen Station auf der Schneekoppe soll in nächster Zeit begonnen werden. —

— Bei Herdingen am Rhein hat sich die Frau eines Katasterbeamten aus M.-Glabach mit ihren drei jüngsten Kindern, Mädchen von 5, 6 und 10 Jahren, ertränkt. —

— In den Reservoirs der Dünkirchener Petroleum-Raffinerie ist Feuer ausgebrochen. Bei den durch den Brand verursachten Explosionen wurde ein Mann getödtet und mehrere verwundet. Das Feuer bedroht mehrere große Holzpläze. —

— Der Ruhr-Epidemie in den Kasernen von Bourges erlagen abermals fünf Soldaten. Im Hospital sind noch 110 Miltkrante untergebracht. Die Krankheit soll durch schlechtes Trinkwasser entstanden sein. —

— Zum Besten der Opfer beim Untergange der „Bourgoigne“ sollte zu Toulon ein Stiergefecht abgehalten werden. 4000 Personen hatten sich hierzu eingefunden. Da stellte sich heraus, daß die Veranstalter des Schauspiels mit der Kasse durchgebrannt waren. Die erzürnte Menge zertrümmerte die Arena. —

— Ein irrsinniger Schlosser in Wien hat seine junge Frau mit einem Messer lebensgefährlich verwundet. —

— Ein Bauernfuhrwerk wurde in der Nacht zum Dienstag in der Nähe von Lancut bei Lemberg von einem Schnellzuge überfahren. Vier Personen kamen dabei ums Leben, drei wurden schwer verletzt. —

— Schwere Gewitter verwüsten fortdauernd weite Landschaften in Oberitalien. In der Provinz Sondrio wurden mehrere Kinder vom Hagel erschlagen. —

— Aus dem Londoner Straßenjamuch wurden im Laufe eines Jahres aufgesehrt: 101 905 M. in Gold, Silber und Kupfer, 2688 M. in Cheeds, 38 900 M. in Banknoten, 100 000 M. in Eisenbahnaktien, ferner 68 Damenuhren, 6 Männeruhren, 212 Ringe, 134 Broschen, 618 Armbänder, 6 Zahngelbisse, ca. 18 000 Photographien und 98 Operngläser und Anderes mehr. —

c. e. Zahlreiche russische Studenten sind beim Beginn der Universitätsferien an der Moskauer- und Rischni-Nowgoroder Bahn als Kontrolleure angestellt worden. Die anderen russischen Bahnen wollen diesem Beispiele folgen. —

— In St. Louis soll ein Schiller-Denkmal errichtet werden. Die 10 Fuß hohe Figur ist nach dem Nau'schen Modell in Stuttgart gegossen worden. —